

Salleische Zeitung.

Anzeige-Gebühren für die Halleische Zeitung...

Bezugs-Preis für Halle und Umgebungen...

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Nummer 171.

Halle, Freitag, 13. April 1894.

186. Jahrgang.

Neueste Nachrichten.

(Eigene Drahtberichte und Fernsprechnachrichten.)

Berlin, 13. April. Die Polizei verhaftet einen der 'Bormarts'...

Breslau, 13. April. Die Stadtverordneten beschließen in ihrer gestrigen Sitzung...

Wien, 13. April. Der kaiserliche Hofbesuchung zufolge...

Wien, 12. April. Die 'Wiener Abendpost' schreibt in dem bevorstehenden Besuch des Kaisers Wilhelm...

Stuttgart, 13. April. Das Besondere des Schriftstellers Ludwig Pfau hat sich verflüchtigt...

Wien, 12. April. Die 'Wiener Abendpost' schreibt in dem bevorstehenden Besuch des Kaisers Wilhelm...

Abbas, 13. April. Der Kaiser reiste von der Kaiserin, dem Herzog Ernst Günther...

Wien, 13. April. Heute wurden zwei Anarchisten verhaftet, die eine Bombe in dem Garten eines Wirthshauses...

Wien, 12. April. Nummer beschließen sich auch die italienischen Zeitungen mit dem Interdikt des Papstes...

London, 13. April. Gestern Abend fand im Hotel Metropole das Jahrestreffen des deutschen Hospitals...

Wien, 12. April. Die österreichische Reichsminister Graf Meschury...

Wien, 13. April. Der Hund der Jägerarbeiter hat in Koblenz bei Anbruch der Nacht...

Wien, 12. April. Endgültiges Wahlergebnis: 32 Anhänger, 38 Gegner...

Wien, 13. April. Die Arbeiter an mehreren Orten der Kohlenreviere...

Chicago, 13. April. Mehrere Fabrikarbeiter haben beschlossen, ihre Fabriken zu schließen...

Deutsches Reich.

\* Der Kaiser wird nach der 2. Mai, an welchem Tage die Besichtigung des 1. Garde-Regiments zu Fuß in Potsdam stattfinden wird...

\* Wie aus Karlsruhe gemeldet wird, unterbleibt bei der am Sonntag erfolgenden Antritt des Kaisers...

\* Ein Bericht der 'Köln. Ztg.' aus Friedrichshagen konstatiert, daß Fürst Bismarck seit einigen Monaten sich eines außerordentlichen Wohlbehagens und einer Heiterkeit erfreue...

\* General Graf v. Waldersee hat anlässlich seines am Sonntag gefeierten 62. Geburtstages vom Kaiser einen prachtvollen Ehrenbrief zum Geschenk erhalten...

\* Der Bundesrath stimmt dem Antrage Preußens auf Verlängerung der Frist für die Gestattung von Ausnahmen von der Gewerbeordnung über den Unterricht in Fortbildungsschulen...

\* Die Abschaffung des Jesuitenverbots durch den Bundesrath, auch wenn er in dritter Lesung vom Reichstag angenommen werden sollte...

\* Die Abschaffung des Jesuitenverbots durch den Bundesrath, auch wenn er in dritter Lesung vom Reichstag angenommen werden sollte...

\* Die Abschaffung des Jesuitenverbots durch den Bundesrath, auch wenn er in dritter Lesung vom Reichstag angenommen werden sollte...

\* Die Abschaffung des Jesuitenverbots durch den Bundesrath, auch wenn er in dritter Lesung vom Reichstag angenommen werden sollte...

\* Die Abschaffung des Jesuitenverbots durch den Bundesrath, auch wenn er in dritter Lesung vom Reichstag angenommen werden sollte...

\* Die Abschaffung des Jesuitenverbots durch den Bundesrath, auch wenn er in dritter Lesung vom Reichstag angenommen werden sollte...

\* Die Abschaffung des Jesuitenverbots durch den Bundesrath, auch wenn er in dritter Lesung vom Reichstag angenommen werden sollte...

\* Die Abschaffung des Jesuitenverbots durch den Bundesrath, auch wenn er in dritter Lesung vom Reichstag angenommen werden sollte...

\* Die Abschaffung des Jesuitenverbots durch den Bundesrath, auch wenn er in dritter Lesung vom Reichstag angenommen werden sollte...

\* Die Abschaffung des Jesuitenverbots durch den Bundesrath, auch wenn er in dritter Lesung vom Reichstag angenommen werden sollte...

\* Rom und Fulda haben mit den Handelsverträgen nichts zu thun gehabt...

\* Die 'Germania' handelt höchst wohlfeillich nach dem Grundsatz: 'Wenn du es gethan hast, so leugne es ab!'

\* Der frühe Schluß der Reichstagsession, so schreibt man der 'N. N. Ztg.'...

\* General Graf v. Waldersee hat anlässlich seines am Sonntag gefeierten 62. Geburtstages vom Kaiser einen prachtvollen Ehrenbrief zum Geschenk erhalten...

\* Die Abschaffung des Jesuitenverbots durch den Bundesrath, auch wenn er in dritter Lesung vom Reichstag angenommen werden sollte...

\* Die Abschaffung des Jesuitenverbots durch den Bundesrath, auch wenn er in dritter Lesung vom Reichstag angenommen werden sollte...

\* Die Abschaffung des Jesuitenverbots durch den Bundesrath, auch wenn er in dritter Lesung vom Reichstag angenommen werden sollte...

\* Die Abschaffung des Jesuitenverbots durch den Bundesrath, auch wenn er in dritter Lesung vom Reichstag angenommen werden sollte...

\* Die Abschaffung des Jesuitenverbots durch den Bundesrath, auch wenn er in dritter Lesung vom Reichstag angenommen werden sollte...

\* Die Abschaffung des Jesuitenverbots durch den Bundesrath, auch wenn er in dritter Lesung vom Reichstag angenommen werden sollte...

\* Die Abschaffung des Jesuitenverbots durch den Bundesrath, auch wenn er in dritter Lesung vom Reichstag angenommen werden sollte...

\* Die Abschaffung des Jesuitenverbots durch den Bundesrath, auch wenn er in dritter Lesung vom Reichstag angenommen werden sollte...

\* Die Abschaffung des Jesuitenverbots durch den Bundesrath, auch wenn er in dritter Lesung vom Reichstag angenommen werden sollte...

\* Die Abschaffung des Jesuitenverbots durch den Bundesrath, auch wenn er in dritter Lesung vom Reichstag angenommen werden sollte...

\* Die Abschaffung des Jesuitenverbots durch den Bundesrath, auch wenn er in dritter Lesung vom Reichstag angenommen werden sollte...

\* Die Abschaffung des Jesuitenverbots durch den Bundesrath, auch wenn er in dritter Lesung vom Reichstag angenommen werden sollte...











# Genilleteon = Beilage der Halleschen Zeitung.

N. 86.

Halle a. S., Freitag, den 13. April

1894.

## Späte Rache.

[13]

Kriminal = Roman von Conan Doyle.

(Nachdruck verboten.)

Auf der Straße war ein dichtes Gedränge von Menschen und Thieren entstanden, aber mitten durch das Gewühl hindurch galoppierte Lucy Ferrier, sich als geschickte Reiterin einen Weg bahrend, ihre Wangen waren geröthet von der raschen Bewegung, ihre kastanienbraunen Locken flogen im Winde. Der Vater hatte sie mit einem Auftrag nach der Stadt geschickt, und sie jagte in jugendlichem Muth, wie sie schon so oft gethan, furchtlos dahin, um ihn auszurichten. Mehr als einer der wegemüden Abenteurer blickte dem kühnen Mädchen bewundernd nach; ja, selbst der stoische Indianer, der mit seinem erbeuteten Pelzwerk beladen heimkehrte, ward von Stauern ergriffen über die Schönheit des lieblichen Bleichgesichts.

Schon hatte Lucy die ersten Häuser der Stadt erreicht, als eine große Kinderherde ihr plötzlich den Weg versperrte. Ungebüdig über dies Hinderniß, sprengte sie in die erste beste Lücke hinein, die sich zu öffnen schien. Kaum aber hatte sie das gethan, als die gehörnten Schaaren hinter ihr nachdrängten und sie sich mit ihrem Pferde fest eingeklinkt sah in dem unaufhaltsam vorwärts stuhenden Strome. Ohne über ihre Lage zu erschrecken, benutzte sie geschickt jeden Vortheil, der sich ihr bot, um weiter zu kommen und trieb ihr Pferd an, in der Hoffnung, sich einen Weg durch die Herde zu bahnen. Dabei gerieth jedoch ein junger, feuriger Stier in allzunaher Berührung mit dem Mustang und stieß seine Hörner in dessen Weichen. Das Pferd ward wild, stieg auf die Hinterbeine, schnaubte und schüttelte sich mit solcher Heftigkeit, daß Lucy ihre ganze Kunst anwenden mußte, um sich im Sattel zu halten. Die Gefahr, in der sie schwebte, war groß; bei jedem Sprunge stieß das Pferd wieder gegen die spitzigen Hörner und wurde zu neuer Wuth gereizt. Wenn es seine Reiterin abwarf, wäre diese ohne Erbarmen von den Hufen der ungesügten, erschreckten Stiere zu Tode getreten worden. Der aufgewirbelte Staub drohte sie zu erstickten, ein Schwindel ergriff sie, und schon begann ihre Hand die den Zügel hielt, zu erlahmen. Die Kraft würde ihr verfliegen haben, wenn nicht in diesem Augenblick ein herzhafter Zuruf dicht neben ihr sie mit neuem Muth erfüllt hätte. Eine braune, fehnige Faust ergriff den Mustang beim Zaume und machte ihm Bahn mitten durch die Herde, bis er wieder freien Spielraum vor sich sah und sich ungehindert bewegen konnte.

„Ich hoffe, Sie haben keinen Schaden genommen, Fräulein,“ sagte Lucys Nette in ehrfurchtsvollem Ton.

Sie sah ihm beherzt in das dunkle, kühne Antlitz und erwiderte unbefangen: „Einen furchtbaren Schrecken habe ich gehabt; wer hätte auch denken können, Poncho würde sich von einer Herde Ochsen ins Hochsorn lassen.“

„Gottlob, daß Sie sich fest im Sattel hielten,“ sagte der Andere ernst. Er war ein junger Bursche von kräftigem Gliederbau und etwas verwildertem Aeußern, trug ein großes Jägergewams, eine lange Büchse über der Schulter und ritt auf einem mächtigen Braunfuchs.

„Sie sind wohl John Ferriers Tochter?“ fuhr er fort, „ich sah Sie unten von seinem Hause wegreiten. Fragen Sie ihn doch einmal, ob er sich noch an Jefferson Hope aus St. Louis erinnert. Wenn er der Ferrier ist, den ich meine, müssen mein Vater und er gute Freunde gewesen sein.“

„Wollen Sie nicht lieber kommen und ihn selbst danach fragen?“ entgegnete sie mit freundlicher Miene.

Dem jungen Manne schien der Vorschlag zu behagen, seine dunklen Augen glänzten vor Vergnügen. „Das will ich thun,“ sagte er; „ich bin zwar jetzt mit meinen Kameraden zwei Monate im Gebirge gewesen, da sehen wir nicht gerade besuchsmäßig aus, vielleicht nimmt Herr Ferrier aber mit uns fürlieb wie wir sind.“

„Mein Vater ist Ihnen großen Dank schuldig,“ erwiderte sie, „und ich gleichfalls. Er hat mich sehr lieb, und wenn mich die Thiere zu Boden getreten hätten, wäre er nie wieder froh geworden.“

„Ich auch nicht,“ versicherte der Jäger.

„Sie? — Ja, was sollten Sie sich denn groß darum kümmern? Sie gehören ja nicht einmal zu unsern Bekannten.“

Die Miene des jungen Mannes verfinsterte sich so sichtlich, als Lucy Ferrier diese Aeußerung that, daß sie hell auflachte.

„Nein, so meine ich das nicht; natürlich sind Sie jetzt ein Freund unteres Hauses. Kommen Sie nur recht bald uns zu besuchen. Doch ich muß weiter, sonst läßt mich Vater nie wieder ein Geschäft für ihn besorgen. Auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen,“ sagte er, sich über ihre kleine Hand beugend, und nahm seinen breiten Sombrero ab. Sie ließ ihren Mustang eine kühne Schwenkung machen, versetzte ihm einen leichten Schlag mit der Peitsche und flog davon, die Landstraße hinunter eine hohe Staubwolke hinter sich aufwirbelnd.

Der junge Jefferson Hope ritt mit seinen Gefährten langsam und schweigend weiter. Sie waren im Gebirge von Nevada gewesen, um nach Silber zu suchen und kamen jetzt in die Salzsee-Stadt zurück, mit der Hoffnung, dort ein Kapital zusammenzubringen, um die Erzgänge ausbeuten zu können, welche sie entdeckt hatten. Er war voll Eifer für das Unternehmen gewesen, bis das heutige Erlebnis seinen Gedanken eine andere Richtung gab. Der Anblick des schönen jungen Mädchens, das so frisch und frei war wie die Luft im Gebirge, hatte sein ungestümes, leidenschaftliches Herz bis in die innersten Tiefen erregt. Als sie ihm aus den Blicken entschwunden war, mußte er, daß ein Wendepunkt in seinem Leben eingetreten sei, und daß weder die Silbermine noch sonst etwas auf der Welt für ihn von Bedeutung war, neben dem neuen, ihn ganz beherrschenden Gefühl. Die Liebe, die in seinem Innern erwachte, glied nicht der plötzlichen und veränderlichen Laune eines Knaben, es war die milde, unbewingbare Leidenschaft eines Mannes von stolzem Sinn und starken Willen. Alles was er bisher unternommen hatte, war von Erfolg gekrönt gewesen. In seinem Herzen gelobte er sich auch dies höchste Gut zu erringen, wenn es für sein feuriges Streben irgend erreichbar war.

Noch am selben Abend besuchte er John Ferrier und ward seitdem ein häufig gesehener Gast in seinem Hause. Der alte Farmer war in den letzten zwölf Jahren ausschließlich mit seiner Arbeit beschäftigt gewesen und hatte sich wenig um die Außenwelt gekümmert. Durch Jefferson Hope erhielt er Kunde von dem, was sich draußen zugetragen, und Alles was dieser erzählte, zog Lucy ebenso sehr an, wie ihren Vater. Der junge Mann war als Pionier nach Kalifornien gegangen und wußte seltsame Dinge davon zu berichten, wie Reichthümer gewonnen und wieder verloren wurden in jenen Tagen wilder Begierde. Auch Pfadfinder war er gewesen und Pelzjäger, Silbergräber und Landwirt. Wo es galt, kühne Abenteurer zu bestehen, war Jefferson Hope überall als einer der Ersten zu finden. Der alte John Ferrier, dem er bald lieb und werth wurde, ergriff jede Gelegenheit, um Gutes von ihm zu reden und Lob zu spenden. Lucy schweig dann meist still, aber ihre glühenden Wangen und hellen, glückstrahlenden Augen verriethen nur zu deutlich, daß die Liebe in ihrem Herzen Einzug gehalten hatte. Ihr maderer Vater gewahrte vielleicht nichts von solchen Anzeichen, aber dem Jüngling, welcher das holde Mädchen für sich zu gewinnen trachtete, blieben sie nicht verborgen.

In einem Sommerabend stand Lucy auf der Schwelle des Hauses und sah Jefferson die Straße herabreiten und am Gitterthor halten. Als sie die Stufen heruntereilte, um ihn zu begrüßen, band er rasch sein Pferd an den Zaun, und kam ihr auf dem Fußsteig entgegen.

„Ich muß fort, Lucy,“ sagte er, ihre Hand ergreifend, und ihr zärtlich ins Auge blickend. „Ich will Dich nicht bitten, mir schon jetzt zu folgen, wirst Du aber bereit sein, mit mir zu ziehen, wenn ich zurückkehre?“

„Und wann wird das sein?“ fragte sie ihn mit freudigem Erröthen.

„In einigen Monaten. Dann komme ich, Geliebte, und bitte um Deine Hand.“

„Was wird aber der Vater sagen?“

„Er hat seine Einwilligung gegeben, wenn es uns mit den Silberminen glückt. Davor ist mir nicht bange.“

„Nun, wenn Ihr darüber eines Sinnes seid, der Vater und

Du, so darf ich keinen Einspruch erheben," flüsterte sie und barg ihre glühenden Wangen an seiner starken Brust.

"Gottlob!" rief er beglückt, und drückte ihr einen innigen Kuß auf die Lippen, "soweit ist Alles gut. Lebe wohl, mein Herz, ich darf nicht länger bleiben, sonst wird mir das Scheiden zu schwer. Die Kameraden warten auf mich in der Bergschlucht. In zwei Monaten sehen wir uns wieder. Lebe wohl!"

Er riß sich aus ihrer Umarmung, sprang in den Sattel und trabte mit Windeseile davon. Nicht einen Blick warf er noch zurück, als fürchte er, die Kraft möchte ihm verfliegen, wenn er sich noch einmal umschaute nach dem Glück, welches er verließ. Sie blieb am Gitterthor stehen und sah ihm nach, bis er ihren Augen entschwunden war; dann kehrte sie ins Haus zurück. Ein glückseligeres Mädchen als Lucy Ferrier gab es an jenem Abend in ganz Utah nicht.

### Drittes Kapitel.

John Ferrier spricht mit dem Propheten.

Drei Wochen waren vergangen, seit Jefferson Hope mit einem Gefährten die Salzseestadt verlassen hatte. Bei dem Gedanken an seine Rückkunft und den Abschied von der geliebten Pflanztochter wollte John Ferrier das Herz wohl oft schwer werden; aber ein Blick in ihre glückstrahlenden Augen ließ ihn das eigene Leid vergessen. Es stand bei ihm von jeher fest, daß ihn nichts in der Welt bewegen sollte, sein Kind einem Mormonen zur Frau zu geben, weil er eine solche Ehe als Schmach und Schande ansah. Was er auch sonst über die Lehren der Mormonen denken mochte, in diesem einen Punkt war er unbeugsam. Doch hüthete er sich wohl, etwas von seiner abweichenden Ueberszeugung verlauten zu lassen, denn im „Lande der Heiligen" galt es damals für ein gefährliches Ding, andere als die strenggläubigsten Meinungen zu hegen.

Selbst die Frömmsten wagten es nur mit der größten Vorsicht, über religiöse Angelegenheiten zu reden, aus Furcht, eins ihrer Worte möchte falsch ausgelegt werden und ein schnelles Strafgericht über sie heraufbeschwören. Die ehemaligen Opfer der Verfolgung waren jetzt selbst zu Verfolgern geworden und betrieben ihr Handwerk auf entsetzliche Art. Weder die spanischen Inquisitoren, noch die Behmgerichte des Mittelalters oder die geheimen Gesellschaften Italiens, besaßen je eine so fürchterliche Gewalt, wie sie hier in Utah herrschte und die Gemüther mit Angst und Grauen erfüllte.

Daß diese Herrschaft eine so unsichtbare und geheimnißvolle

war, machte sie noch gefürchteter. Sie schien allwissend und allmächtig und doch war nichts von ihr zu sehen und zu hören. Ein Gemeindeglied, das sich dem Willen der Kirche nicht fügte, verschwand spurlos, ohne daß irgend Jemand erfuhr, was aus ihm geworden sei. Daheim warteten die Seinigen auf den Vater, aber er kehrte nicht zu Weib und Kind zurück, um zu erzählen, was das heimliche Gericht über ihn verhängt habe. Auf ein raisches Wort, eine vielleicht unbedachte That folgte oft Tod und Vernichtung, aber Niemand wußte, wann das Verhängniß über ihm schwebte oder wessen Hand die Strafe vollzog.

Anfangs sahen sich nur die Abtrünnigen bedroht, welche den Glauben der Mormonen bekannt hatten, sich aber später von ihnen loszumachen strebten. Dies ward jedoch bald anders. Um die Vielweiberei aufrecht zu erhalten, bedurfte man einer zahlreichen weiblichen Bevölkerung und der Zugug von Frauen begann abzunehmen. Es gingen seltsame Gerüchte um, daß Einwanderer auf dem Zuge ermordet worden seien und ihre Lagerplätze ausgeplündert, in Gegenden, wohin kein Indianer je den Fuß gesetzt hatte. Zur selben Zeit sah man in den Harems der Aeltesten fremde Frauen auftauchen, welche trostlos weinten und dahinsiechten, im Anblick den Ausdruck untillgaren Entsetzens.

Versepatete Wanderer im Gebirge erzählten von Banden bewaffneter und verummter Gestalten, die geräuschlos und verstohlen im Dunkel an ihnen vorübergelockt waren. Die zuerst unbestimmten Gerüchte traten bald in greifbarer Form und mit größerer Gewißheit auf; sie wurden von allen Seiten bestätigt und geglaubt. Bis auf den heutigen Tag spricht man in den abgelegenen Farnhäusern des Westens noch mit Grausen von den Danitischen Banden, die auch „Bürgengel" genannt wurden.

Je mehr man von dem Walten dieser Schrecklichen erfuhr, um so größer ward das Entsetzen vor ihnen in den Gemüthern. Man wußte nicht, wer zu der greuelvollen Gesellschaft gehörte; die Namen derer, welche unter dem Deckmantel der Religion ihre blutigen Gewaltthaten verübten, blieben in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Dem besten Freunde selbst durfte man seine etwaigen Zweifel an der Sendung des Propheten nicht anvertrauen, denn leicht konnte er zu der Zahl der Rächer gehören, welche in nächtlichem Graus Vergeltung zu üben kamen. So mißtraute denn ein Nachbar dem andern und keiner wagte von den Dingen zu reden, die ihm vor Allem am Herzen lagen.

(Fortsetzung folgt.)

## G. und F.

Humoreske von Maximilian Schmidt (München).

(Nachdruck verboten.)

Es können Einem recht fatale Dinge begegnen im Leben, die man verschuldet, ohne die geringste Absicht, ohne überhaupt zu wissen, daß man sie begangen, die geeignet sind, den denkbar bößlichsten Menschen in den Augen Anderer geradezu als einen Flögel erscheinen zu lassen und lange bestandene Freundschaften mit einem Schläge zu erschüttern.

Aber nein, kein Schlag war dazu nöthig, dem Kammerjunker und Accessisten von Wurm dieses empfinden zu lassen: es genügten zwei einfache Buchstaben, f und c, ihn aus einer Verlegenheit in die andere zu bringen und bei einem Haar mit einer Kugel den Vorweis ins Jenseits zu vermitteln. In das Jenseits zu wandern wegen f und c! — Und das kam so.

Der Kammerjunker von Wurm verkehrte viel in der liebenswürdigen Familie des Hauptmanns Freiherr von Walser. Die Mutter der Freifrau wohnte bei ihrer Tochter, und es herrschte das herzlichste Einverständnis zwischen allen Gliedern der Familie; fogar der Hauptmann hing, bei einem Schwiegerohne eine große Seltenheit, mit großer Liebe an der alten Schwiegermutter, und ward durch deren plötzlich eintretenden Tod aufs tiefste erschüttert.

Der Kammerjunker beeilte sich, dem Freunde sein Beileid auszudrücken und schickte sofort eine Kondolenzkarte an ihn ab. Nun hatte er sich aber für die verschiedenen Fälle eigene Karten drucken lassen: für Trauerfälle waren an der unteren linken Ecke die Buchstaben p. c. (pour condoler), für Glückwünsche die Buchstaben p. f. (pour féliciter) angebracht. Jene Karten hatte er in dem linken, diese in dem rechten offenen Fache seines Schreibstischschloßes verwahrt, und es bedurfte sonach nur eines Griffes, um die entsprechende Karte hervorzunehmen und in das Couvert zu stecken. Er griff auch dieses Mal nur hin, nicht wissend, daß seine Hausfrau jüngst bei einer gründlichen Stöberung sämmtliche Schreibsachen herausgenommen und zufällig verkehrt wieder hin-

eingelegt hatte. So schickte er denn anstatt einer Karte mit p. c. eine solche mit p. f. an den Hauptmann ab, wodurch er ihm faktisch zum Tode seiner Schwiegermutter — gratulirte.

Der Freiherr hielt das für einen sehr zur Unzeit angebrachten Scherz. Er war empört über den Freund, der ihm so niedere Gesinnung zutraute, daß er sich vielleicht einer unbedeutenden Erbschaft wegen über den Tod seiner Schwiegermutter freuen könnte. Er gab deshalb seinem Dienstpersonalen den Auftrag, Herrn von Wurm künftig nie mehr vorzulassen. Als er ihm bald darauf auf der Straße begegnete, erwiderte er seinen Gruß nur kalt, und als ihm Wurm persönlich kondoliren wollte, schnitt er dessen Anrede mit den Worten ab: „Bitte, ich bin preßfirt." Und schritt eilig von dannen.

Fast zu derselben Zeit verlobte sich Fräulein Elvira Sterzing, die Tochter eines vermöglichen Kommerzienrathes mit einem Lieutenant Pflaum. Der Kammerjunker hatte sich stets bei dem Jourfix der Familie eingefunden und wollte daher unverzüglich seine Theilnahme an diesem freudigen Familienereignisse bezeugen. Er schickte also an die Braut sowohl, wie an deren Eltern die üblichen Gratulationskarten, unglücklicherweise auch hier die unrichtigen — mit den Buchstaben p. c.

Braut und Eltern waren erzürnt über solche Rohheit. Daß der Kammerjunker dem Fräulein selbst viele Aufmerksamkeit erwiesen hatte, wußte man, daß er auf den „bürgerlichen Lieutenant Pflaum" etwas von oben herab sah, bildete man sich ein, der Offizier aber wollte sich eine solche Inpertinenz nicht gefallen lassen. Daß man seiner Braut zur Verlobung mit ihm kondolirte, das heischte Genugthuung. Er bat seinen Hauptmann, den Freiherrn von Walser, seinen Zeugen zu machen und den Kammerjunker auf Pistoln zu fordern, und Walser benutzte nicht ungern die Gelegenheit, auch seinerseits dem indiskreten Herrn nachdrücklichst seine Meinung zu sagen.

Der Kammerjunker von Wurm saß, eine Havanna rauchend, in seinem Schreibtische und hatte soeben wieder ahnungslos eine Karte mit p. c. an einen Freund adressirt, dessen Beförderung er in der Zeitung gelesen, als der Hauptmann bei ihm eintrat. „Ah, Welch' seltener Besuch,“ rief Wurm erfreut. „Darf ich bitten, Platz zu nehmen?“

„Ich kann mich meines Auftrags auch stehend entledigen,“ entgegnete der Offizier frostig.

„Auftrag?“ fragte der Andere.

„Lieutenant Pflaum hat mich beauftragt —“

„Ah so! Einladung zu einer Flasche Sekt wegen glücklicher Verlobung? Im Voraus acceptirt.“

„Im Gegentheil! Ich bin beauftragt, Sie auf Pistolen zu fordern.“

Der Kammerjunker lachte hell auf.

„Pistolen in Gestalt von Champagnerflaschen? Lasse ich mir gern gefallen.“

„Herr von Wurm,“ sprach jetzt der Hauptmann in ernstem Tone, „ich bebaure, wenn Sie nicht begreifen, daß Ihre Späße höchst verlegend sind. Ich selbst bin durch Ihre Karte neulich sehr peinlich berührt worden. Ihr „Spaß“, wie Sie ihn wohl zu benennen pflegen, kam zur unrichtigen Zeit an die falsche Adresse. Herr Lieutenant Pflaum aber fühlt sich geradezu beschimpft durch die Zusendung Ihrer Karte an seine Braut.“

„Durch meine Karte?“ fragte der Kammerjunker verwundert.

„Ja,“ entgegnete der Hauptmann kurz.

„Das begreife ein Anderer, ich nicht,“ meinte Wurm kopfschüttelnd. „Sie sind verlegt? Er ist es auch? Wie kann man sich verlegt fühlen, wenn man condolirt, gratulirt?“

„Sie scheinen Ihr Benehmen noch entschuldigend zu wollen?“ rief der Hauptmann verweisend.

„Bei allen Teufeln, ja!“ rief Wurm jetzt gereizt. „Ist denn die Welt verkehrt?“

„Bei Ihnen scheint dies der Fall zu sein,“ versetzte der Offizier, „sonst würden Sie mir nicht zum Tode meiner hochverehrten Schwiegermutter gratuliren und Fräulein Sterzing zur Verlobung mit dem Lieutenant condoliren.“

„Wa—a—as, was sagen Sie da?“ rief jetzt der Kammerjunker; ich hätte das gethan? Niemals!“

„Ich kann Sie dessen überführen,“ entgegnete der Hauptmann, indem er die beiden Schriftstücke aus der Tasche zog. „Sehen Sie hier: „p. f.“ das heißt bekanntlich „pour feliciter“, an mich adressirt, und hier „p. c.“ an Fräulein Sterzing. In dem einen Falle könnte man es ja für eine Verwechslung halten, aber wenn das öfter geschieht, dann —“

„Halten Sie ein!“ unterbrach ihn jetzt der Kammerjunker in größter Verlegenheit, indem er einen Griff nach dem linken Fache seines Schreibtischaufsatzes machte, wo sich die Karten mit p. c. befinden sollten. Ein Blick überzeugte ihn — er hatte fortgesetzt verwechselt.

„Bitte, Herr Baron, nehmen Sie die Karte aus dem Couvert dort.“ Ich wollte sie soeben unserm Herrn Professor zu seiner Beförderung als Rath übersichten.“

„Das ist ja wieder eine Condolenzkarte,“ rief der Baron. „Ich verstehe Sie wahrhaftig nicht. Ich glaube, es ist Zeit, Ihnen zu condoliren.“

„Da mögen Sie recht haben! Ich bin ein Mann der Ordnung, der selbst bei Nacht Alles im Griff hat. Da werde ich nun im Augenblicke erst gewahr, daß die Sache nicht mehr am rechten Ort liegt. Meine Hausfrau muß sie beim Stöbern in Unordnung gebracht haben, was links war, liegt nun rechts, und ich, der Mann der Ordnung — nein, das ist zum Haarausraufen! Was muß man von mir denken! Nicht nur Ihnen, nein, wenigstens noch zehn Anderen schicke ich solche Karten, und immer das Gegentheil von dem, was ich sollte und wollte.“ Und indem er alle vorbezeichneten Karten in den Papierkorb warf, fuhr er fort: „Ich habe unverantwortliche Ungezogenheiten begangen. Was ist da zu thun? Ich bin zu Allem bereit!“

Der Hauptmann mußte jetzt über den Jammer des Aermsten herzlich lachen.

„Was zu thun ist?“ fragte er. „Kommen Sie mit mir, denn knallen muß es auf jeden Fall. Lieutenant Pflaum wartet meiner in der nächsten Weinstube. Wir wählen zu diesem Dreikampfe jene Art von Pistolen, die Sie selbst vorhin erwähnt. Wenn ich Ihnen aber rathen darf, dann verwenden Sie künftig keine vorgebrachten Karten mehr, sondern schreiben diese verhängnisvollen Buchstaben bei jedesmaligem Anlasse eigenhändig auf Ihre Visitenkarte.“

„Das schwöre ich!“ versicherte der Kammerjunker. „In meinem Leben lasse ich nichts mehr drucken. Andere geben dicke Bücher heraus und es kümmert sich kein Mensch darum; bei mir genügen zwei Buchstaben, mich so berühmt zu machen. Sie müssen mir helfen, aus dieser Sackgasse heraus zu kommen.“

„Wir werden uns beim Weine darüber berathen,“ meinte der Hauptmann; „da mag es knallen in Ihrem Sinne und —“

„Ich spende für jeden falschen Buchstaben eine Flasche Sekt. Das soll meine Sühne sein.“

„Angenommen!“ rief der Baron. „Und Ihre thätige Reue soll uns wohlthuend verjöhnen. En avant!“

\* Kleines Feuilleton. \*

**Allerlei.**

— **Allerlei Verirrfagen.** Das Wiener Tagebl. schreibt: Von Zeit zu Zeit macht eine Frage die Runde, die Jedem, dem sie vorgelegt wird, in Verwirrung und Verlegenheit bringt, und deren Lösung oder Beantwortung ihm noch unwahrscheinlicher dünkt. Da hat irgend ein Schüler in einem Physik-Lehrbuch zufällig das Crempel von der großen Korkkugel aufgeschnappt, es zu Hause erzählt, der Vater hat die Frage ins Wirthshaus an den Stammtisch getragen, und nun turirt das allerdings kuriose Problem überall: Wie schwer ist eine Korkkugel von zwei Meter Durchmesser? Daß es eine solche Kugel in Wirklichkeit nicht giebt, weiß man, aber sie wäre ja zusammensetzen. Alle, denen diese Frage vorgelegt wird, bleiben mit ihrer Schätzung weit unter der Wirklichkeit zurück, zwei oder drei Kilo rathen die Meisten. Die Wahrheit ist, daß eine solche Kugel 20 Metercentner wiegen würde. Man braucht von Physik und Mathematik nicht viel in der Erinnerung behalten zu haben, um das erstaunliche Resultat herauszukriegen. Eine andere Frage ist die: Wenn man auf dem Aequator, also rings um den Erdball, einen Ball aufwerfen würde, der einen Meter hoch ist, um wie viel würde sich der Umfang der Erde vergrößern? Die Meisten denken im ersten Augenblicke an unzählige Meilen, aber auch diese Schätzung trifft nicht zu, denn dieser parallele Aequator würde ausgestreckt eine Linie bilden, die nur um etwas über sechs Meter länger ist, als der eigentliche Aequator. — Ebenso beliebt sind die Verirrfagen

mit den gänzlich naiven Lösungen, z. B.: Denken Sie sich ein Schiff von 35 Metern Länge, 4 Metern Tiefgang, 9 1/2 Metern Breite, — wie viel wiegt dann der Steuermann? — Vor mehreren Jahren wurde die Frage aufgeworfen, wie so es kommen mag, daß ein mit Wasser gefülltes Gefäß, in dem ein Fisch schwimmt, weniger wiegt, als ein gleiches und ebenso gefülltes Gefäß ohne Fisch? Viele übten ihren Scharfsinn an dem Crempel, und es kamen allerlei gelehrte und superkluge Vermuthungen und Auseinandersetzungen dabei heraus. Die einzig wahre Erklärung ist aber die: Das betreffende Gefäß wiegt gar nicht weniger. Eine ähnliche Trugfrage tauchte einmal in einer wissenschaftlichen Zeitung auf: „Warum wiegt ein todtter Fisch schwerer als ein lebendiger?“ Auch diese Frage fand allerlei theoretisirende Lösungsversuche, bis die Redaktion mit der Erklärung hervortrat, daß der todtte Fisch überhaupt nicht schwerer sei, als der lebende. Die Gelehrsamkeit ist eben manchmal leicht geneigt, „hereinzufallen“, und es zeigt sich immer wieder, daß die Theorie grau, sehr grau ist. Vor einer Zeit bemerkten zwei Ingenieure bei der Begehung einer Bahn, daß die Schienen einer längeren Strecke an der Außenseite, also dort, wo sie vom Radreiß der Waggons nicht berührt werden, stark abgenützt waren. Die Erscheinung kam ihnen ungemein interessant vor. Sie grubelten, stritten, vermutheten, debattirten und kamen zu keinem rechten Schluß. Aber der nächste Bahnwärter konnte der gelehrten Unterhaltung ein Ende machen. Die Schienen waren nämlich vor Kurzem umgedreht worden, so daß die abgenützte Seite nach außen zu liegen kam. — Eine Verirrfage



mit einer ernsthaften Antwort ist auch folgende: „Worin besteht die Hauptlast einer Schnellzugs-Lokomotive?“ Natürlich möchte ein Jeder darauf schwören: In sich selbst. — Das ist aber nicht richtig. Das Wasser, das die Maschine im Kessel mitführt, ist schwerer, als die Lokomotive selbst. Gleichfalls praktisch auszurechnen.

— Auf den Schlachtfeldern von 1870/71 fördert hier und da der Zufall allerlei Gegenstände zu Tage, die als berechte Zeugen einer großen Zeit zu uns reden. So ist, wie man aus Wörth schreibt, letzten Sonntag ein sogenanntes Necessaire-d'armes beim Umgraben eines Ackers fast unmittelbar hinter einem Hause, etwa 15 Minuten thalabwärts vom Denkmal Mac Mahons, aufgefunden worden. Der Gegenstand besteht aus einem Metallcui, wie solche zur Zeit des Chassepotgewehrs bei der französischen Armee im Gebrauch waren, und enthält einen Schraubenzieher für Holzschrauben und einen solchen für Mutter-schrauben, ferner ein mit einem kleinen Griff versehenes Draht-stück zum Putzen des Zündlochs. Am unteren Theil des Ctuiss ist ein Einschnitt gemacht, in welchem sich die einzelnen Requisten so einlegen lassen, daß bei der Handtrugung mit denselben das Ctui als Handgriff dienen kann. Im Innern des Deckels ist ein kleiner, mittelst eines Schraubenköpfchens verschließbarer Behälter zur Aufnahme des Gewehrrols angebracht. Das in diesem Behälter aufbewahrte Del befindet sich heute noch, also beinahe nach 24 Jahren, zwar in etwas verdicktem aber sonst noch gut erhaltenem Zustande. Der Gegenstand selbst ist, wie ganz natürlich, vom Zahn der Zeit in Form von Rost stellenweise hart mitgenommen worden, im Uebrigen aber noch sehr gut erhalten. Ob der Inhaber dieses Necessaire-d'armes noch unter den Lebenden weilen und den Wandel der Geschichte seines Vaterlandes wohl mit erleben mag? Oder hat er bei Wörth den Heldentod gefunden und bestet ihn dort mit den Tausenden seiner Kameraden ein kühles Grab?

— Aus Paris, 10. April, wird berichtet: Vor elf Jahren brannte der Marechal des logis-chef Camuset vom 38. Artillerie-Regiment in Marseille mit der Kasse durch. Man verfolgte seine Spur nach Paris; hier hatte er sich in allerlei schlechten Lokalen herumgetrieben und Geld verschwendet; als man dahinter kam, war Camuset aber bereits wieder ausgerückt. Das Kriegsgericht in Marseille verurtheilte ihn wegen Desertion und Unterschlagung zu zwanzig Jahren Zwangsarbeit. Dann vergaß man ihn. Vor einigen Wochen meldete sich beim Kriegsgericht in Marseille der Sergeant-major Rachomet von der Fremdenlegion aus Algier, Besitzer der Tapferkeitsmedaille, der Medaille von Tonking und des Drachen von Anam. „Ich bin Camuset, bestraft mich!“ sagte er. Die Untersuchung erwieis, daß die Sache stimmte. Camuset war damals, als er in Paris sein Geld oder vielmehr das Geld des Regiments verchlamppt hatte, auf ein Anwerbe-bureau gegangen und hatte sich unter dem Namen Rachomet und unter der Behauptung, er sei ein Schweizer aus der Gegend von Genf, in die Fremdenlegion einschreiben lassen. Er war nach Algier gebracht worden, hatte fünf Jahre in Tonking gekämpft, dann wieder in Algerien in verschiedenen Garnisonen gestanden und sich innerhalb und außerhalb des Dienstes zehn Jahre als Muster der Tapferkeit und der Disziplin erwiesen, so daß er verschiedene Male vor der Front öffentlich belobt wurde. Als die zehnjährige Dienstzeit um war, erschien er vor dem Kriegs-gericht und stellte sich freiwillig. In der Verhandlung sagte er nur: „Ich habe gefehlt; ich habe gebüßt. Finden Sie, ob ich Strafe verdiene.“ Maître Demange, der berühmte Verteidiger, versocht die Sache seines Klienten in einem zweistündigen Plaidoyer mit der Lebhaftigkeit, die man an ihm kennt. Er schloß mit den Worten: „Gott hat diesem Helden das Leben gewahrt, Sie werden ihm die Ehre wahren!“ Das Kriegsgericht sprach den Camuset-Rachomet denn auch einstimmig frei.

— Hofwürden in Japan oder — „ländlich fittlich.“ Durch die Blätter läuft die einem Privatbriefe aus Tokio vom Ende Januar entstammende Nachricht, daß der am 22. Januar auf sein Ansuchen in den Ruhestand versetzte Landwirtschafts-minister Graf Hōjiro Goto zur Würde eines Hofbeamten vom Zimmer der Moichusaken (jako no ma giko) erhoben worden ist. Alle Welt lacht dabei recht herzlich über die merkwürdigen japanischen Hofwürden. Aber jedes Ding hat doch seine zwei Seiten. Ob nicht die Japaner ebenso herzlich lachen, wenn sie in irgend einem Staatshandbuch lesen, daß in einem großen europäischen Reiche ein Generallieutenant den Titel „Ober-Gewand-Kammerer“, ein Generallandchaftsdirektor den Titel „Ober-Mundschent“ führt, daß es auch einen „Vice-Ober-Mundschent“

gibt, sowie einen „Land-Hofmeister im Königreich Preußen“ u. s. w.? Und wenn unsere schlagwärtigen Freunde dann schließlich von einem Wirklichen Geheimen Rath lesen, der den Titel hat „Erb-Rüchkenmeister in Alt-Vorpommern“, oder wenn ihnen eine Württen-karte mit der Standesbezeichnung „Erster dienstthuender Cere-monienmeister mit dem Range einer Vice-Ober-Hofcharge“ in die Augen fällt, so werden sie ausrufen: Das ist ja ganz wie bei uns! Vielleicht ist auch ein besonders bösariger Kritikus dabei, der sagt: Das geht ja noch über die Moichusaken!

### Vom Tage.

— Der verüchtigte Ein- und Ausbrecher Adolf Krüger stand gestern im Mittelpunkt einer vor der Strafkammer des Land-gerichts II in Berlin geführten Verhandlung. Er war dazu aus Dresden nach dem dortigen Untersuchungsgefängniß gebracht worden. Bei seiner Vorführung beobachtete man besondere Vorsicht: Drei Wächter beobachteten den Verbrecher, dessen Hände in Eisen geschlossen waren. Während seines kurzen Aufenthalts auf dem Korridor des Gerichtsbauwes sprach er ganz harmlos mit seinen Begleitern, nicht weit davon stand ein junges Mädchen, das ihm wiederholt verflohen zuknickte. Der Sicherheit wegen begaben sich die Gefängnißbeamten mit Krüger alsbald in die Wartezelle und verweilten dort, bis der ihrer Obhut anvertraute Verbrecher als Zeuge ausgerufen wurde. Die Anklage richtete sich gegen den früheren Wärter an der Irrenanstalt zu Herzberge, Christian Max Siegrön, der beschuldigt wurde, die Befreiung des Krüger befördert zu haben. Krüger war aus der Anstalt in der Nacht vom 21. zum 22. Oktober v. J. entflohen, nach Ansicht der Oberbeamten mit Hilfe des Siegrön, der bis zum 26. Oktober dort war. In der fraglichen Nacht hatte Siegrön bis 1 1/2 Uhr Wache gehabt und wurde dann von dem Wärter Raffel abgelöst. Diesem sagte er dabei: Raffel brauche nicht herumzugehen und an der Kontrol-lur zu stehen; er, Siegrön, habe das schon für ihn gethan. Bald, nachdem Raffel seinen Dienst angetreten hatte, kam er auf seinem Rundgange an die Zelle Krügers, die er unverschlossen fand. Er sah durch das Thürfenster und glaubte zu bemerken, daß Krüger fest schlief. Darauf schloß er die Thür zu und fragte dann den Angeklagten, wie es läme, daß die Thür nicht verschlossen gewesen sei. S. antwortete, das wisse er nicht, A. müsse den Zellenwärter fragen. Raffel ging dann auch zu dem Zellenwärter Marx, welcher die Zellentür in Ge-genwart des Oberwärters Glaeser geschlossen hatte. Darauf ging Raffel wiederholt zu der Krügerschen Zelle und sah jedes Mal, daß die Bettdecke Krügers in genau derselben Lage war wie vorher. Kur, nach 3 Uhr weckte deshalb Raffel den Wärter Grenz und ging mit diesem in die Zelle. Nun stellte es sich heraus, daß das Bett leer war; mehrere Decken waren so zusammengerollt, daß es ausah, als ob jemand im Bett liege. Ein mit vier Schrauben an der Thür be-festigtes Schlüsselblech fehlte. Raffel eilte zum Oberwärter und dieser durchsuchte mit 16 Wärttern sofort die ganze Anstalt. Dabei ergab es sich, daß Dienstroch und Mütze eines Wärters aus dessen Zimmer, sowie ferner ein vor der Thür liegender Kranken-Anzug gestohlen waren. Die nach dem Boden führende Korridorthür und die Bodenthür waren unverschlossen, und auf dem Boden fand man die Facke und einen Strumpf des Krüger. Von dem auf dem Boden befindlichen Hydranten war der Schlauch abgeschraubt; an diesem war Krüger unweifelhaft durch das Bodenfenster nach Außen hinabgesteigert. Der Verdacht der Beihilfe wurde gegen den Angeklagten so stark, daß dieser am 26. Ok-tober entlassen wurde. Dem Oberwärter Schulz war das Verhalten des Angeklagten zu Krüger schon früher wiederholt verdächtig gewesen.

— Der Angeklagte bestreitet entschieden, dem Krüger bei der Flucht behilflich gewesen zu sein. — Die Aussagen der Beamten decken sich mit der Anklage. — Der Zeuge Krüger beantwortete alle Fragen fliehend und in gewandter Ausdrucksweise. Er erklärt, es sei ihm etwas Draht zugestekt worden, mit dem er die Thüren der Zellen und zum Boden geöffnet habe. Siegrön habe ihm gar keine Hilfe geleistet. Er habe allerdings am 27. Oktober der Braut des Angeklagten in Berlin 40 Mark gegeben, aber nur, weil er gehört habe, daß Siegrön seinetwegen Tags zuvor entlassen sei. — Vorsitzender: Von wem hatten Sie denn das Geld und die Nachricht von der Entlassung des Angeklagten? — Zeuge: Von denselben Personen, welche mit bei der Flucht behilflich gewesen sind. — Vorsitzender: Sie werden verurteilt werden und müssen beschwören, nichts verschwiegen zu haben; Sie müssen also die Personen nennen. — Zeuge: Das thue ich nicht, ich werde doch nicht meine Wohlthäter verrathen, das wäre ja eine Treu-losigkeit sondergleichen. — Vorsitzender: Sie haben kein Recht, Ihre Aussage zu beschränken. — Zeuge: Ich sage es aber nicht. Ich bitte auch, mich vor meiner Verurteilung auf meinen Geisteszustand unter-suchen zu lassen, ich bin entmündigt worden. — Der Gerichtshof be-schloß, nicht weiter in den Zeugen zu dringen und den von ihm zu leistenden Eid auf seine Aussage zu beschränken. Dem Zeugen werden für wenige Minuten die Fesseln abgenommen; seine Begleiter treten dicht an ihn heran. Nach der Eidesleistung wird Krüger wieder ge-fesselt und in die Zelle zurückgeführt. — Der Gerichtshof legte der Aussage des Zeugen Krüger kein Gewicht bei und verurtheilte den Angeklagten Siegrön zu einem Jahr Gefängniß, wovon 3 Monate durch die Untersuchungshaft für verbüßt erachtet werden.

